

LESLIE KAPLAN

FEVER

Von jetzt an, 5

ROMAN · BERLIN VERLAG

AUS DEM FRANZÖSISCHEN
VON SONJA FINCK



Nicht so schnell, ich hab dir doch gesagt, nicht so schnell, sagte Damien zu Pierre.

Ruhig, sagte Damien.

Pierre antwortete nicht.

Vierter Stock, sagte Damien. Renn nicht so. Ruhig.

Pierre antwortete nicht. Damien begann zu pfeifen.

Komm, sagte Damien. Dritter Stock. Noch zwei, sagte Damien.

Renn nicht so, hab ich gesagt. Wir sind gleich da.

Sie gingen die Treppe hinunter. Damien piffte vor sich hin, Pierre schwieg.

Wir sind gleich da, sagte Damien noch einmal. Gleich sind wir draußen.

Draußen, wiederholte er und drückte die Tür zur Straße auf.

Wir sind auf der Straße, sagte Damien. Also dann, sagte Damien. Gehen wir.

Ich komm mit dir, sagte Pierre.

Kurzes Schweigen.

Wir hatten doch gesagt, ich geh hoch zum Platz, sagte Damien. Und du nimmst den Boulevard.

Ich weiß, sagte Pierre, ohne sich zu rühren. Ich weiß.

Ich komme trotzdem mit dir.

Damien zuckte mit den Achseln.

Sie gingen gemeinsam die Rue Delambre hoch, bis zur Place Edgar-Quinet.

Der grüne Eingang zur Metro, das Kommen und Gehen, die Leute. Getümmel, es ist sechs Uhr abends.

Viel los auf den Terrassen der Cafés. Die runden, weißen Tische, einladend.

Die Stühle sehen aus wie Frauen, dachte Pierre. Sitzende Frauen. Wie Beine, Füße. Arme, Knie.

Er wandte den Blick ab, schaute in den Himmel.

Tiefblauer Himmel, zwei Reihen Bäume, Frühlingsanfang. Ausladende Äste, Blätter.

Etwas weiter die Friedhofsmauer, eine schweigende Wand.

Komm, wir setzen uns, sagte Damien und sah Pierre an.

Pierre wirkte abwesend.

Damien legte ihm die Hand auf die Schulter.

Es ist alles perfekt gelaufen, sagte Damien.

Die Sonne scheint, der Himmel ist blau. Und wir, sagte Damien, wir sind die Größten.

Pierre schwieg.

Mann, es ist alles perfekt gelaufen, sagte Damien noch einmal.

Pierre rührte sich nicht.

Ich weiß, warum du Angst hast, sagte Damien nach einer Weile.

Pierre sah ihn wütend an.

Du hast Angst, sagte Damien, weil du glaubst, dass du Albträume kriegst.

Du glaubst, dass du sie nachts sehen wirst.

Pierre schüttelte den Kopf. Dann begann er zu lachen.

Und du, sagte Pierre, wirst du sie nicht sehen?

Weiß ich nicht, sagte Damien ernst. Weiß ich nicht.

Aber falls ich sie sehe, fügte Damien hinzu, dann weiß ich, dass es ein Traum ist.

Das ist mir schon ein paar Mal passiert. Ich träume und weiß gleichzeitig, dass es ein Traum ist. Gestern hatte ich einen Traum, den habe ich oft, ich renne und renne, ich komme zu einer Tür, sie ist abgeschlossen, ich will sie öffnen, ich schaffe es nicht, ich versuche es, ich versuche es mit Gewalt, ich rüttle an der Klinke, ich fange an zu schreien, aufmachen, aufmachen, ich höre ein Lachen, ein furchtbares Lachen, das schrecklichste Lachen, das man sich vorstellen kann, es fängt ganz leise an, ganz leise, dann wird es immer lauter und lauter und nimmt immer mehr Raum ein. So als wäre ich in dem Lachen gefangen und würde dagegen ankämpfen.

Aber die ganze Zeit weiß ich, dass es ein Traum ist.

Damien schüttelte den Kopf.

Ich hatte Angst, sagte Damien, aber ...

Aber was?, fragte Pierre.

Hinterher denkt man nicht mehr dran, sagte Damien achselzuckend.

Aber das hier ist doch was anderes, sagte Pierre hitzig.

Warum?, fragte Damien.

Weil sie zurückkommen muss, sagte Pierre und sah Damien in die Augen.

Warum?, fragte Damien noch einmal, betont langsam.

Weil es keinen anderen Ort gibt, wo sie hinkann, sagte Pierre, die Worte kamen wie von selbst.

Red nicht solchen Schwachsinn, sagte Damien gereizt.

Red nicht immer solchen Schwachsinn, wiederholte Damien.

Schweigen. Damien sah Pierre an.

Sie war eine Nutte, sagte Damien. Basta.

Wir kannten sie gar nicht, sagte Pierre.

Eben, sagte Damien. Sie war eine Nutte und damit basta, sagte Damien.

Dann sagte keiner mehr was. Sie hatten sich an einen Tisch gesetzt, Damien trank eine Cola, Pierre einen Kaffee.

Pierre dachte an den Friedhof. Er wollte nicht daran denken, aber er tat es nun mal.

Er sah den Friedhof, und er sah das Schweigen. Pierre hatte das Gefühl, die Luft um ihn herum sei ein Vorhang, der sich zusammenzog. Irgendetwas wurde enger, immer enger.

Damien beobachtete die Leute, die vorbeigingen. Plötzlich sagte er, komm, wir gehen, und stand auf. Pierre stand auch auf.

Sie gingen nach Hause, jeder in seine Richtung.

Als Damien zu Hause ankam – er wohnte am Boulevard Raspail –, bereitete seine Mutter das Abendessen vor. Er gab ihr einen Kuss, fing im Vorbeigehen ihren Duft auf, die Essensgerüche. Er ging in sein Zimmer, versuchte zu

lernen, er hatte noch nichts getan für den nächsten Tag, er konnte sich nicht konzentrieren.

Bei Tisch saß der Vater da und aß, lächelnd, selbstvergessen. Damien dachte an das Treppenhaus in der Rue Delambre. Er sah sich hinuntergehen, Stufe um Stufe, die einzelnen Stockwerke, hörte sich pfeifen.

Die Mutter, angespannt, hübsch, redete ununterbrochen.

Warum redet sie so viel, fragte sich Damien plötzlich, was hat sie nur immer zu reden, wie macht sie das, fragte sich Damien, wie schafft man es überhaupt, so viel zu reden, was nützt das ganze Gerede?

Reich mir mal die Schüssel, sagte Damien schnell, reich mir mal das Salz, reich mir mal den Salat, reich mir mal das Brot, sagte Damien.

Seine Mutter unterbrach sich kurz, reichte ihm die Sachen, redete weiter.

Als sie ihm den Käse gab, hob der Vater den Blick von seinem Teller und sagte lachend, jetzt reicht's aber. Die Mutter lachte auch.

Nach dem Essen half Damien seiner Mutter beim Spülen, Schaum, Seifenblasen, Parfüm.

Gehen wir ein Stück spazieren?, fragte die Mutter.

Sie gingen spazieren, es war ein lauer Abend, lau, fast schon warm. Helle, durchsichtige Dunkelheit, viele Menschen auf der Straße. Als sie zurückkamen, ging Damien ins Bett und schlief auf der Stelle ein.

Bei Pierre zu Hause Geschrei, Gezeter. So war es immer.

Er unterhielt sich ein bisschen mit seiner Schwester Joëlle, half ihr bei den Hausaufgaben für Geschichte,

ging Brot und Nudeln kaufen, sah eine Weile fern, aß schnell zu Abend und schloss sich in seinem Zimmer ein. Er las, erst weil er ruhelos war, dann aus Interesse, und schlief nicht vor dem Morgen ein.

Als Damien aufwachte, füllte ihn der Traum, den er gerade gehabt hatte, noch ganz aus. Ein großer, weißer Traum, eine durchsichtige Wolke, er fühlte sich darin gefangen und kämpfte die ganze Nacht dagegen an, vielleicht auch nur kurz vor dem Aufwachen, ein leerer Traum, mit dem er nichts verband, rein gar nichts, außer einem unangenehmen Gefühl. Schlecht gelaunt zog er sich an. Als er den Pullover über den Kopf zog, spürte er wieder den stechenden Schmerz von dem Splitter, der gleich neben dem Nagel im rechten Zeigefinger steckte. Das wird eitern, hatte seine Mutter gesagt. Ich weiß, hatte seine Mutter gesagt, es ist nur ein winziger Splitter. Aber es tut sehr weh.

Pierre träumte nicht. Genauer gesagt, er weigerte sich zu träumen. Statt zu schlafen, sagte er sich die ganze Zeit, ich träume nicht, ich werde nicht träumen, ich weigere mich zu träumen. Natürlich war er beim Aufstehen erschöpft, todmüde.

Morgens in der Schule war Pierre einsilbig. Damien, außer Rand und Band, erzählte ihm von seinem Plan, bei der Martin die Sau rauszulassen, so seine Worte.

Pierre zuckte mit den Achseln. Du meinst, du willst es versuchen, sagte Pierre. Versuch es ruhig, sagte Pierre betont ironisch. Dann sagte er:

Man lässt bei Alice nicht einfach so die Sau raus, das solltest du inzwischen kapiert haben.

Nenn sie nicht Alice, sagte Damien mechanisch. So heißt sie nicht.

Ich nenn sie, wie ich will, sagte Pierre.

Im Philosophieunterricht von Madame Martin konzentriertes Lernen, Begeisterung. Das ganze Jahr über hatte sich eine Spannung gehalten, hielt sich auch jetzt noch, eine elektrisierte Ruhe, was sicher daran lag, dass Madame Martin sehr schön war, blond, kurvenreich, und gleichzeitig so was wie die ideale Lehrerin, aufmerksam, fordernd, schlicht. Die ganze Klasse bewunderte sie, die Jungen waren verliebt, die Mädchen auch, und am Ende des Schuljahrs lauter gute Abiturnoten.

Sie hatte ein Referat über einen Satz von Hannah Arendt aufgegeben, über die Tatsache, »dass Menschen und nicht der Mensch die Erde bewohnen«, mehrere Schüler hatten sich gemeldet, Vortrag, Diskussion.

Damien hob die Hand, und als er drankam, sagte er, ob nun Menschen oder der Mensch ..., na ja, vielleicht, aber der Unterschied zwischen Männern und Frauen ..., schließlich gebe es Dinge, die Frauen nicht verstehen könnten.

Man klärte ihn auf, das sei nicht das Thema.

Er blieb stur. Frauen, sagte Damien, sind anders als Männer.

Mehrere Mädchen meldeten sich, ein paar Jungen feixten.

Gut, Damien, dann erzählen Sie uns mal von Ihren Frauen, sagte Madame Martin lächelnd.

Damien fühlte eine maßlose Wut in sich aufsteigen, die durch die Diskussion nicht gerechtfertigt war, seine Haut brannte, er sah rot.

Übrigens trug Madame Martin einen roten Pullover, der ihr sehr gut stand.

Lebendig, lebhaft, blond wie ein Filmstar, und ihre präzise, überlegte Stimme.

Sie ist zu frei, dieser Satz schoss Damien durch den Kopf, aber was er damit meinte, wusste er nicht.

Madame Martin hatte den Ruf, anspruchsvoll und zielstrebig zu sein, »sie bringt ihre Klasse durchs Abitur«, manche Eltern setzten alles daran, den Sohn oder die Tochter in ihrer Klasse unterzubringen. Warum also »zu frei«?

Wenn man ihn, Damien, gefragt hätte, was hätte er dann gesagt? Vielleicht hätte er nichts gesagt, nichts sagen können, keine Worte gefunden. Vielleicht hätte er einfach diesen Gedanken wiederholt, der ihm durch den Kopf schoss, den er nicht verstand, sie ist zu frei, ich ertrage sie nicht, sie ist unerträglich frei. »Unerträglich frei«, diese zwei Wörter hätten seine Gefühle beschrieben.

Aber was hieß das? Promiskuität?

Nichts deutete darauf hin, dass Madame Martin, die einen Mann hatte, der sie manchmal abholte, promisk lebte – halblange Röcke, dunkle Strümpfe, flache Absätze.

Vielleicht eine Promiskuität der Ideen?

Sie stieg nicht gleich mit der erstbesten Idee ins Bett, sie war sogar ziemlich strikt, argumentativ und logisch, rational.

Frei, eine freie Frau, frei im Denken, aber was hieß das, eine Frau, die frei im Denken war, konnte eine Frau alles denken, zum Beispiel alles über ihn, Damien, denken, vielleicht war genau dieser Gedanke unerträglich, dass eine Frau etwas über ihn denken konnte, was er selbst nicht gedacht hätte?

Oder dass sie überhaupt denken konnte, irgendetwas, Sterne, Planeten, Galaxien, unerträglich, dieses freie Denken, wo ging es hin, Damien konnte es nicht wissen, aber weit, sehr weit von ihm weg?

Oft hasste Damien Madame Martin, fast ohne es zu wissen, er hatte den Eindruck, es war mehr als ein Eindruck, es war ein Bild, tief in seinem Kopf, er konnte das Bild sehen: Madame Martin, getrennt von ihm, weit weg von ihm, betrachtete ihn aus der Ferne, nein, nein, er wollte nicht, aber er sah sie, sie trat zurück, blickte ihn an, nein, nein, nur das nicht. Damien hätte nie gesagt, eine Frau muss zu Hause bleiben, eine Frau soll nicht studieren, aber diffus, unterschwellig hasste er es vielleicht, dass sie ihre eigenen Gedanken hatte, unbekannte, unvorhersehbare Gedanken.

Frauen sind anders als Männer, sagte Damien.

Zweifellos, sagte Madame Martin.

Ich meine, nicht nur körperlich, sagte Damien.

Sondern?, fragte Madame Martin.

Eine Frau, sagte Damien, denkt nicht wie ein Mann. Sie kann nicht. Das ist eben so. Sie ist anders.

Sofort entstand ein Tumult in der Klasse. Zwischenrufe, Pfiffe. Von den Mädchen, den Jungen.

Damien lachte.

Aber ich liebe den Unterschied, sagte Damien.